

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 73. Bromberg, den 28. März 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(14. Fortsetzung.)

Mit dem Sommer kamen die fremden Gäste. Jeden Tag trugen die Maultiere Gepäck von der Lände herauf. Frauen und Kinder kamen geritten. Eine Sommerfrischlerkolonie siedelte sich im Isengrund an. Huber, der Wirt, verstand seine Sache, er gab eine Menge Geld aus, als ob er ein steinreicher Mann sei; aber er nahm auch wieder Geld ein. „Was der verdient!" posaunten die zwei Isengrunder Mädchen aus, die er in Dienst hatte.

Plötzlich ging das Gerücht: mit der Fahrstraße vom Dorf nach der Schifflände soll es noch diesen Sommer ernst werden!

„Ja, wer zahlt sie denn?" fragten einige. Die Antwort gab am gleichen Tag ein weißer Anschlagzettel am Schulhausbrett, der die Gemeindeversammlung zusammenberief. Diese Gemeindeversammlung hatte über den Straßenplan zu entscheiden. Der Gemeinderat riet zu einem kleinen Beitrag. Alles übrige, hieß es, trägt der Löwenwirt. Und, hieß es weiter, lauter Einheimische sollen am Straßenbau arbeiten. Geld kommt ins Dorf damit, Geld wie Heu! Das entschied. Plan und Beitrag wurden gutgeheißen. Der Huber konnte morgen mit dem Bau beginnen, wenn er wollte. Als das Mehr zugunsten des Straßenbaus gefallen war, stand in der Schulstubentür, wo die Versammlung stattfand, die Clari-Marie. Breit, daß die geraden, festen Achseln die Pfosten der Tür berührten; im schwarzen Rock und schwarzen Kopftuch stand sie da. Das gelbe Gesicht war ein wenig heiß, die Lippen zuckten leise; denn es war nicht alltäglich, daß Weiber sich in die Dorfversammlung drängten. Sie strich mit der harten Rechten hastig über den glatten Scheitel rückwärts, daß das Kopftuch in den Nacken sank. „So," sagte sie in ihrem kürzesten Ton. „So, ihr Mannen, jetzt habt ihr dem Dorf das Unglück beschlossen."

Dann wendete sie sich und ging davon. Nachher wurde über alle Wirtstische hin geeifert, ob es recht oder unrecht gewesen sei, was heute die Gemeindeversammlung getan, und aus den Schenken ging der Streit in die Häuser und Hütten. Gegen die Einmischung der Truttmannin fiel kein Wort. In einem kleinen Wirtshaus, das nur die alteingesessenen Bauern vom Isengrund besuchten, schlug ein Alter mit der Faust auf den Tisch, hatte ganz leuchtende Augen und sagte: „Die darf bei Gott noch sagen, was sie denkt, die Clari-Marie."

Nach ein paar Tagen ging von den Hütten ein Wind aus. Die Weiber mochten zuerst geblasen haben. Jetzt hoben auch schon Männer, Alte, Stockeingesessene vor allen, die Köpfe: „Ja, es ist dann noch nicht erwiesen, ob es von gutem für das Dorf ist, was der Fremde, der Löwenwirt, da alles anstellt!"

„Der Unfrieden kommt uns mit dem Fremdvolk ins Haus," eiferte eine Bäuerin, die eine gute Zunge hatte. „Die Clari-Marie sagt es auch," fügte sie hinzu.

„Die Clari-Marie sagt, den Unglauben bringen uns die Fremden," berichtete eine junge Frau mit ernstem Gesicht. „Es soll nur einer in die Kirche sehen, wie leer die Bänke sind, gegen früher. Sie hat recht, die Clari-Marie," schloß sie.

Dazwischen hinein ging eine Geschichte von Mund zu Mund. „Habt ihr gehört, was sie getan hat, die Clari-Marie? Bei der Treschin, dem Dorfvogt seiner Frau, hat sie jetzt drei Tage und drei Nächte gewacht. Jetzt hat die Treschin das fünfzehnte Kind und lebt noch, wenngleich der Doktor in Schattdorf unten ihr beim Vierzehnten den Tod angekündigt hat."

Inzwischen tat die Clari-Marie einen Gang. „Zum Pfarrer muß ich jetzt wieder einmal," sagte sie zur Cille.

„Sein Namenstag ist heute," gab die Cille zurück, „richtig, kannst ihm gleich Glück wünschen."

„Hol mir eine von den Schafseiten herunter, vom Estrich," sagte die andre, machte sich sauber für den Gang, knüpfte das Kopftuch unterm Kinn zusammen und strich die schwarz gehäkelten, fingerlosen Handschuhe über die starken Hände. Indessen brachte die Cille das Fleisch und schlug es in Papier, die Clari-Marie warf ein Tuch über den Arm und verbarg das Paket darunter. So ging sie.

Der Abend brach herein. Der Himmel war noch hell, aber an den zwei Tallehnen verdunkelte sich das Schwarz der Tannen, und zwischen die Dorfhütten sanken Schatten. Die Clari-Marie schritt inmitten der Straße mit ihrem schweren, bedächtigen Gang und sah an den Boden. Wenn, was alle Augenblicke geschah, ein „Tag" neben ihr klang, sah sie flüchtig auf und gab einen kurzen hastigen Gegengruß, als habe sie Eile. Dabei fühlte sie, daß viele Blicke mit ihr gingen und daß sie hinter ihr von ihr sprachen, wenn sie vorüber war. Das war ihr nie so lästig gewesen als jetzt. „Du hast dich zu viel aus der Reihe gestellt, in der letzten Zeit, Clari-Marie," sagte sie zu sich selbst; die Bescheidenheit, die der Grundzug ihres Wesens war, die Scheu vor allem Sichvordrängen wehrte sich in ihr um ihr Recht. Unwillkürlich wurde ihr der Gang durch die Dorfgasse leid und neigte der Kopf sich tiefer vornüber. Nach einer Weile stand sie vor der Pfarrhaustür und schellte.

Die Nacht war schon nah. So schrill die Glocke innen scholl, so kam doch niemand, der auftat. Endlich, nachdem sie wieder geläutet hatte, ging oben ein Fenster auf, und der rote, dicke Kopf der Viktorine wurde sichtbar. „Ja," rief diese, unterm Fenster liegend, sah dabei mit glänzenden Augen auf die Schwester nieder und lachte sonderbar. „Mach auf," sagte die Clari-Marie ungeduldig; erst da besann sich die Viktorine und kam über die Treppe nieder. Die Clari-Marie hörte die hölzernen Stufen knarren, dann riegelte die Viktorine eine ganze Weile inwendig am Schloß, lachte hörbar dazu und gluckste dazwischen. Endlich ging die Tür auf.

„Guten Abend," sagte die Clari-Marie.

„Guten Abend," grüßte die andere.

„Ist der Pfarrherr oben?" fragte jene.

— „Ja — ja," schluckte die Viktorine und lachte; ihr Gesicht war tiefrot und glänzte wie ein gewichster Boden.

Die Clari-Marie sah sie gerade an. „Was hast?" fragte sie. Ihr Blick schien die Schwester zu stechen; diese nahm sich zusammen. „Nichts, es wird eines wohl noch lachen dürfen!" gab sie zurück. Da ging die Clari-Marie ihr voran auf die Treppen hinan und klopfte an des Pfarrherrn Wohnstubentür.

„Herein," scholl es sanft und gemessen von innen. Als sie eintrat, saß der Pfarrer am langen, wachstuchbedeckten Tisch und hatte eine Anzahl Flaschen und zwei Gläser dastehen. Er sah aus wie immer, seine hohe hagere Stirn glänzte ein wenig und so die Nase unter ihr. In den Gläsern seiner Brille war ein leiser Rotschein; vielleicht warf ihn der abendrosige Berg, die Nase, in die zwei stillen Seen, die Gläser.

„Kommst auch wieder einmal," sagte der Pfarrer langsam und würdig, stand aber nicht auf, wie er sonst wohl getan hätte, sondern reichte der Clari-Marie nur die Hand über den Tisch hin. „Noch ein Glas, Viktorine," gebot er seiner Magd, die eben durch die Türe kam.

„Den Namenstag habt Ihr! Ich wünsche Euch Glück," sagte die Clari-Marie und reichte dem Hochwürdigen die Hand.

„Ja, ja, dank'," sagte er; unter der Brille liefen ihm die Tränen hervor. Da zog sie plötzlich die Hand zurück, schob das Paket weg, das sie auf den Tisch gelegt hatte und sagte: „Ich bin wegen etwas Ernstem gekommen."

Die Viktorine zündete die Lampe an und füllte die Gläser, ihre Hand war unsicher, das eigne Glas goß sie so voll, daß es überlief. „Was willst jetzt? Der Namenstag ist, dem Herrn seiner! Was willst jetzt da Ernstes mitten drin?" lachte sie.

Die Clari-Marie schob sachte den Stuhl zurück, den sie ihr hingegeben, sachte bog sie um den Tisch. Als sie den zweien gegenüber stand, die mit verstaunten, schwimmenden Augen nach ihr hinsahen, sah ihr bleiches Gesicht aus, als hätte es beinerne Züge. „Habt Ihr nicht gemerkt", begann sie mit verhaltener Stimme zum Pfarrherrn, „daß Euch fast nur noch die Weiber in die Kirche kommen am Sonntag? Und die nicht alle?"

Der Hochwürdige schwitzte; die salbungsvolle, feierliche Art ging ihm verloren. „Ich weiß", stammelte er.

„So — so denkt nach, ob es nicht Zeit ist, daß Ihr die zur Pflicht mahnt, die sie vergessen haben", sagte die Clari-Marie. Dann litt es sie nicht. Kein Wort sprach sie weiter, ging nur hinaus und hinab. Vor der Tür unten lief ein Schauder über ihre feste Gestalt. Sie schüttelte den Kopf, ließ die Arme hängen und hielt, während sie langsam durch die dunkel gewordene Gasse heimschritt, die Fäuste geballt, als hielte sie sich an etwas fest. Es war ihr, als schwanke der Boden unter ihren Füßen, der Boden, auf dem die vom Isengrund wohnten, samt und sonders. Was ist denn — was ist denn mit dir, Dorf, willst zusammenfallen? ging es ihr in hastigen Gedanken durch den Kopf. Fremdes kommt herein, lauter Fremdes! Aus der Kirche bleibt das Volk! Und der Pfarrherr! Ja, der und die Schwester! Daß er manchmal sich vergaß und bei Festanlässen und dergleichen eines über den Durst nahm, das war im Isengrund nicht fremd. Aber heute, das heimliche, einsame Gelage! Pfui!

Und ist keiner, der mahnt, so lange es Zeit ist? Die Bauern, daß nichts Gutes von den Fremden kommen kann! Die Lässigen, daß in der Frommheit allein das Heil liegt! Den Pfarrherrn, daß .....

Auf einmal blieb die Clari-Marie stehen, mitten am Weg, die Gasse war leer; sie hatte nur wenige Schritte bis zum Zieglerhaus zu gehen. Wenn es denn keinem einfällt, sprach es in ihr, mußt selber heraus aus deinem Winkel, Clari-Marie! So leid es dir sein mag! Eher als das Dorf zugrunde gehen lassen! Viel eher!

14.

Die Weiber vom Isengrund reckten die Hälse. Gestern hat sie mit dem Präses gesprochen, die Clari-Marie! Letzthin ist sie auch hinter dem Waisenvogt gewesen! Es ist wahr, es sind bald mehr Fremde als Einheimische im Tal! Auch fremde Arbeiter hat er jetzt angestellt, der Huber, der Löwenwirt.

Dergleichen Neuigkeiten gingen im Isengrund herum. Die Clari-Marie war schuld, daß es im Dorfe gärte. Sie ließ sich auch jetzt nicht viel sehen, stand nicht seltener daheim an der Hobelbank wie früher, ließ auch kein Weib und keinen Kranken warten, aber sie war es doch, die allmählich die Wand zwischen das schob, was im Isengrund fremd und was einheimisch war. Es bildeten sich zwei Lager, in dem einen, kleinen hockte der Huber, der Löwenwirt, hatte auf seiner Seite die Fremden und von den Einheimischen ein paar, die ihren offenkundigen Vorteil bei ihm fanden. In dem andern stand die Clari-Marie, still, halb versteckt unter dem großen Haufen ihrer Anhänger, die selber kaum wußten, daß sie die eigentliche Führerin war.

*

Die Clari-Marie und der Pfarrherr kamen von einer Schwerkranken hoch im Berg. Sie waren im Gespräch. Der Zufall hatte sie am Bett zusammengeführt; aber es war nicht ihr erstes Zusammentreffen, seit die Clari-Marie im Pfarrhaus gewesen war. Der Pfarrherr kreuzte ihren Weg jetzt oft; sie empfand, daß er es mit Willen und Eifer tat, als läge ihm daran, eine Scharte auszuwetzen. Er vergaß selbst den feierlichen Ton in ihrer Gesellschaft, kam in die Hitze, wenn er mit ihr sprach; er übertat sich auf einmal in seinem Priestereifer. „Die vorletzte Predigt hat gewirkt", sprach der Hochwürdige im Niedersteigen. „Die Kirche ist nicht leer gewesen am Sonntag."

„Es muß besser kommen", sagte die Clari-Marie.

Unterdessen führte sie der schmale Mattenpfad, den sie gingen, gegen das Gotteshaus hinab; an diesem mündete der Fußsteig in die Straße. Auf der Straße sahen sie von weitem den Kehle-Gisler vom See heraufsteigen, er trug das Führerbeil; hinter ihm ging ein Fremder mit Seil und Pickel. Die Clari-Marie hemmte den Fuß und sah den Pfarrherrn an. „Da habt Ihr einen, den Ihr bei Jahr und Tag nicht in der Kirche seht", sagte sie.

„Den Lätz, meint Ihr?" fragte jener.

„Lätz oder nicht, zum Frommsein ist keiner zu dumm."

„Ja, ja."

„Und sein Mädchen, die Claudi, nicht einmal getauft ist sie."

Der Pfarrherr stand still und hielt die Hände auf dem Rücken. Das Blut stieg ihm ins Gesicht. „Ja, ja", sagte er wieder und schoß einen zornigen Blick hinter dem Gisler, der mit dem Fremden dorfein schritt. „Ich will ihn kommen", fügte er hinzu.

Dann gingen sie weiter. Als sie an der Kirchenpforte vorüber sollten, drehte die Frau sich ab, als sei ihr Begleiter nicht da, und trat in die Kirche. Der Pfarrherr sah ihr befangen nach. Der biß nicht mehr über, durchfuhr es ihn. Fast kleinlaut setzte er den Weg fort und schritt in seinem sonderbaren Schiebegang dem Dorfe zu.

Die Clari-Marie betete indessen. Sie betete viel in letzter Zeit, viel gegen früher und war doch schon immer eine fromme Frau gewesen. Es war etwas Leidenschaftliches in der Art, mit der sie den Geboten ihrer Religion folgte, obwohl äußerlich an dem festen, breiten, bäuerischen Weibe keine Leidenschaft war.

Als sie eine Weile später die Kirche verließ und dem Dorf sich näherte, stand der Löwenwirt, der Huber, unter der Tür; er mochte sie von weitem haben kommen sehen. Er nickte, strich freundlich den schönen Bart und sagte ein lautes „Guten Tag". Sie gab ein kaum hörbares „Tag" zurück, sah nicht auf und nicht zur Seite und stand nicht still, obwohl er sich hörbar räusperte und ein „Mit Verlaub, Frau Clari-Marie" hinter ihr her sprach. Er errötete, zog seine feine weiße Weste zurecht, dann seinen Rock und sah der Frau nach. Daß sie ihm feind war, war ihm nicht fremd; aber er wußte auch, daß ihre Freundschaft not tat.

Wie sehr er das wußte, lehrte die allernächste Zeit. Eines Tages trug ein Mädchen aus dem Gasthaus einen Korb voll guter Dinge, Wein, Eßwaren, selbst Leinwandstoff der Clari-Marie ins Haus. „Weil Ihr eine so Gute seid, weil Ihr so viel tut für das Dorf, schickt Euch das der Herr, und Respekt habe er vor Euch."

Als die Magd das ausrichtete, sah die Clari-Marie sie durchdringend an. „Willst mich foppen?" fragte sie herb.

„Beim Eid nicht. Was meint Ihr denn?"

„So sag dem Löwenwirt, es seien Arme genug im Dorf, da soll er austeilen lassen!"

Damit hieß sie das Mädchen den Korb nehmen und gehen. (Fortsetzung folgt.)

Die Hand.

Eine Abenteurergeschichte von **Herbert V. Patera**-Wien.

Langsam senkte sich der Abend über die Landschaft. Auf der Terrasse des Kaffeehauses, die einen weiten Blick über die Stadt gewährte, war nur ein Tisch besetzt. Der hagere Herr strich mit einer behutsamen Bewegung über die feine Damenhand, an deren Ringfinger blutrot ein altertümlich geschliffener Rubin aufglänzte. „So müssen wir nun ans Abschiednehmen denken, Maria. In wenigen Stunden führt mich der D-Zug hinweg, wohl auf lange Zeit.“ Frank Hattendorf hatte leise gesprochen. Unwillkürlich blieb sein Blick wieder an dem Ring an ihrer Hand haften. Maria Sielska merkte es, und mit einer schnellen Bewegung zog sie den Ring vom Finger. „Nimm das als letztes Andenken mit, Frank, damit du mich drüben bei den Wilden nicht ganz vergißt!“ Er zauderte: „Wie kann ich solch ein Geschenk annehmen?“ Da sah sie ihn mit ihren großen dunklen Augen voll an: „Frank! Mir zu Liebe! Er soll dir Glück bringen, denn nach alter Überlieferung meiner Familie hat dieses Schmuckstück jedem, der es trug, die Erfüllung seines größten Herzenswunsches gebracht.“ — „Maria!“ Er umklammerte ihre Hand. Kein Wort fiel, und doch hatten Beide denselben Gedanken. Dann zog Hattendorf schweigend den dunkelbraunen Kopf an sich und küßte stumm die roten Lippen.

Drei Stunden später saß Frank Hattendorf im D-Zug und sah die nächtlichen Gefilde seines Vaterlandes zum letzten Mal an sich vorüber ziehen. Vor ihm lag dunkel die Zukunft. Drüben im heißen Mittelamerika, wohin er als Regierungsingenieur berufen worden war, gab es noch ein wildes Einsetzen des Lebens. Wer weiß, wann er wieder die schlanke Maria in die Arme schließen konnte, vielleicht — überhaupt nimmermehr. Wie ein tückisches Raubtierauge blitzte der Rubin an seiner Hand ihn an . . .

„Adelante, companeros!“ Heiser kam der Befehl aus der ausgedörrten Kehle des Partieführers, der sich an der Spitze der kleinen Arbeiterschar durch das mannshohe Dickicht des Urwaldes hindurch zwängte. Unbarmherzig brannte die Sonne hernieder. In Fetzen hingen den Männern die Kleider vom Leibe, zerrissen von den scharfen Stacheln der Büsche. Seitdem der Aufstand der Indios die Leute von den Gruben vertrieben hatte, waren zehn Tage vergangen. Ringsumher gingen alle Gehöfte in Flammen auf. Tot lagen die Ansiedler vor ihren zerstörten Wohnstätten. Mit genauer Not hatte sich diese Arbeiterkolonne gerettet und mühte sich jetzt, den Weg nach der weit entfernten Polizeistation von San Toribio zu bahnen. Fieber schüttelte die ausgemergelten Körper, und das vergiftete Blut sauste in den heißen Schläfen. Die Flüchtenden sahen die wutblitzenden Augen nicht, die manchmal hinter dem dichten Lianenschleier hervorleuchteten. Sie hörten nicht das leise Knacken des Unterholzes, wenn geschmeidige nackte Füße darüber hinglitten. Erst als der Padrone Jose Caraglia mit urplötzlichem Wehlaut wie ein gefällter Baum zusammenbrach, einen fingerlangen Pfeil in der Kehle, rissen die Männer die Augen auf und krampften die Fäuste fester um die Machete und den Karabiner. Doch schon war es zu spät. Wohl knallten noch einige Salven und sanken rotbraune Körper ins Gras, aber immer mehr wilde Gestalten stürzten aus dem Busch hervor. Mit Ingrimm verteidigte sich die todgeweihte Schar. Minutenlang, dann saß auch dem letzten Weißen, einem hochgewachsenen Manne mit blondem Haar, das seltsam von der tiefbraunen Haut abstach, ein breites Messer in der Brust. Der letzte Schuß verhallte. Wildes Siegesgeschrei erscholl, daß die Papageien erschreckt in den Zweigen aufflatterten und Schwärme neugieriger Affen schnatternd höher in die Baumwipfel sprangen. Die letzten Kleiderfetzen rissen die Indios von den toten Körpern, und aus verkrampften Fingern brachen sie die noch im Tode umklammerten Waffen. Weiß leuchteten die ausgeplünderten Leichen aus dem satten Grün. Da sahen zwei wild funkelnde Augen einen roten Stein an der Hand eines Gefallenen aufblitzen. Gierig wollte der Indio den Ring abziehen, doch der saß fest. Kurzentschlossen schnitt er die ganze Hand ab. Dem verstümmelten Leichnam raubte ein anderer mit dem raschen Schlag seines haarscharf geschliffenen Beiles den blonden Kopf. Dann krachte das Unterholz, und die Büsche schlugen wieder über den Ureinwohnern zusammen . . .

Professor A. Trevelhame machte in seinem Vortrag eine kleine Pause, räusperte sich und blickte aus seinen klugen Augen über die atemlos lauschende Zuhörerschaft. Was sich zur sogenannten Gesellschaft zählte, war versammelt, um den berühmten Gelehrten zu hören, der die Ergebnisse einer dreijährigen Forschertätigkeit in den noch gänzlich unerforschten Gebieten Yukatans heute berichtete. Er hatte eine reiche Ausbeute mitgebracht. Buntbemalte Totempfähle, schön ziselierte Kupfergeräte, fratzenhafte Götzenfiguren und schillernde Federgewänder. Grausig anmutende Waffen und altertümliche Schmucksteine lehnten an den Wänden und waren auf dem Tische des Vortragenden aufgehäuft. „Und nun will ich Ihnen, meine sehr geschätzten Damen und Herren, das wichtigste Ergebnis meiner Forschertätigkeit zeigen. Ich fand bei den wilden Stämmen eine uralte Kultur erhalten, die noch auf die Mayazeit vor der spanischen Eroberung zurückgeht. Aus diesen uns noch unbekannten Zeiträumen stammt auch die große Geschicklichkeit der Eingeborenen, Menschenleichen und besonders die Köpfe der Feinde als Siegestrophäen zu konservieren und einschrumpfen zu lassen, ohne daß sich die Gesichtszüge verändern. Durch Kräuterdämpfe und Räucherwerke werden diese Köpfe getrocknet, die Hirnschalen entfernt und so eigenartige Totems gewonnen, mit denen die Indios ihre Hütten schmücken. Nur durch meine Arzneikenntnis — ich rettete durch reichliche Abgabe von Chinin einen vom Gelbfieber erfaßten Stamm vor der völligen Vernichtung — wurde es mir ermöglicht, solche Totemtrophäen zu erwerben, denn die Indios verehren diese Zeichen als höchste Idole ihrer Religion. So konnte ich von einem Häuptling, dessen Weib ich heilte, diese vier Mumienköpfe und eine ebensolche mumifizierte Hand erwerben. Da nachgewiesenermaßen selten Weiße in diese Gegend kommen, so stammen diese Mumien, sofern sie nicht indianische Züge aufweisen, vielleicht von enthaupteten Gefährten Cortez'. Ich sah seltsamerweise auch solch ein Haupt mit hellblonden Haarsträhnen. Der Kazike trennte sich jedoch nicht von dieser Trophäe. Nur eine Hand konnte ich erwerben. Das Merkwürdigste ist, daß daran noch eingewachsen in das Fleisch ein alter Ring sitzt, den ich erst bei der Überfahrt genauer betrachtete. Die schlanken, ich möchte sagen aristokratischen Finger gehörten keinem Indio!“ Der Professor hob eine mumifizierte Leichenhand in die Höhe und zeigte sie dem Publikum. Am vierten Finger leuchtete blutigrot ein Rubin . . .

Mit weit aufgerissenen Augen war eine Dame dem Vortrage gefolgt. Dann gellte plötzlich ein markerschütternder Schrei durch den großen Raum. Alles sprang auf. Eine Dame drängte sich durch die Sitzreihen. Ihr schönes Antlitz war marmorbleich. „Zeigen Sie mir die Hand nochmals genau, Herr Professor!“ Verblüfft folgte der Gelehrte dem Verlangen. Wieder blitzte der Rubin auf. „Und Sie sagen, Herr Professor, Sie sahen auch einen blondhaarigen Mumienkopf?“ Der Forscher nickte: „Jawohl — aber . . .“ Dann sprang er plötzlich vor und stützte die ohnmächtig Zusammensinkende. Hilfsbereit trugen einige Herren die Frau zu den vor dem Portal wartenden dunkelgrünen Wagen, in den der betreßte Chauffeur bestürzt seine Herrin bettete. Ihre Nerven mußten wohl bei der Schilderung des Professors versagt haben. Nachdem Ruhe eingetreten war, fuhr Professor Trevelhame in seinem Vortrage fort. Man hatte den Zwischenfall bald vergessen. Nur der Rubin an der Totenhand schien tückisch aufzuleuchten.

Musikgeschichtliche Kuriosa.

Von Dr. **Hans Költzsch**-Halle.

Der Wiener Paganinitaumel des Jahres 1828 nahm die groteskesten Formen an. Der von Mystik umwobene große Geiger durfte sich nicht auf der Straße zeigen, ohne sofort von Frauen umringt zu werden. In allen Schaufenstern hing das Bild dieses Teufelskünstlers; bald gab es Paganini-Brezeln und -Semmeln, Speisen à la Paganini und Handschuhe mit dem Bild seiner Geige.

*

Die Stellung des Taktstock schwingenden Orchesterdirigenten ist kaum 100 Jahre alt. Noch zu Beethovens Zeiten leitete das Orchester immer der Primgeiger vom Pult aus, ohne indessen etwas anderes als seine Violinstimme vor sich zu haben. In England war es bis 1831 noch Sitte, daß mitten im Orchester am Klavier ein „conductor" saß, der aber nicht eigentlich leitete, sondern nur die Partitur mitlas und bei allzu starken Schwankungen — da der Geiger des ersten Pultes, der „leader", kaum Übersicht über das Ganze gewinnen konnte — einsprang und ausglich. „Deutsche Art" nannte man die Methode Spohrs, der als „leader" mit dem Bogen dirigierte, während dies Weber 1817 in Londoner Konzerten, zum Erstaunen des Publikums, mit einer Papierrolle in der Hand tat.

*

Nicht minder konservativ zeigte sich die damalige Zeit in der Beibehaltung einer eigentümlichen und für uns unverständlichen Stellung des Dirigenten bei Opernaufführungen. Er stand nämlich mit dem Rücken zur Bühne, also den Blick ins Publikum gerichtet. Als Weber 1818 in Dresden Kapellmeister war, rechnete man es ihm geradezu als revolutionäre Gesinnung an, daß er eine Änderung dieser unsinnigen und jeden Kontakt zwischen Dirigenten und Bühne vernichtenden Anordnung erstrebte.

*

Als Reaktion gegen die Unsitte des übermäßigen Gebrauchs von Fremdwörtern in der musikalischen Praxis stellten zu Beginn des 19. Jahrhunderts Karl Holz im Verein mit keinem Geringeren als Beethoven und etwa 30 Jahre später zwei andere Männer, Zuccalmaglio und Wedel, eine Liste von „Verdeutschungen" auf, aus welcher der Kuriosität halber einiges genannt sei. Die Musik sollte zu einer Tonwerkerei werden; wer musikalisch war, galt in Zukunft als tonkünstig; aus einem Kompositeur wurde ein Tonsatzwerker, aus einem Dilettanten ein Kunstzeitvertreibliebender. Für dramatisch und lyrisch forderte man die Ausdrücke bühnlich und liedlich, für Trio und Quartett Gedreie und Geviere; das Orchester sollte Tonbühne genannt werden, das Instrument Tonzeug, die Oper ein Singwerk, die Arie ein Luftgesang, die Sinfonie ein Tonspiel. Die Trompete endlich wurde sehr prägnant in ein Schmettermessing umgetauft, und der Trompeter in den Schmettermessingwerker.




Bunte Chronik

* **Prähistorische Völker in Alaska.** Der Kurator der Archäologischen Abteilung des Pennsylvania-Museums, Dr. J. Alden Mason, ist unlängst von einer Forschungsreise zurückgekehrt, die er im Auftrage dieses Instituts unternommen hatte. Seine im höchsten Norden und vor allem in Alaska vorgenommenen Ausgrabungen haben den unwiderleglichen Beweis dafür geliefert, daß diese Gegenden in prähistorischen Zeiten, vor mehreren Tausenden von Jahren, von einem längst verschollenen Volke bewohnt waren, lange Zeit bevor die Eskimos in jene Gebiete ihren Einzug hielten. In einem zufällig entdeckten Grabhügel in der Nähe des Meeres wurden nicht weniger als 30 Leichen aufgefunden, die man ohne Särge auf Unterlagen von Treibholz gebettet hatte, nachdem sie in Häute von Hirschen, Polarbären und Elentieren eingenäht worden waren. Den Toten hatte man Waffen und Werkzeuge mit in das Grab gegeben, welche zwischen Pfosten aufgestellt waren, die man, etwa vier Fuß vom Kopf des Verstorbenen entfernt, in den Boden eingeschlagen hatte. In dem gefrorenen Boden haben sich sowohl die Körper wie auch die Ausrüstungsstücke sehr gut erhalten. Unweit der Grabstätte wurden auf einem Abhange auch eine Anzahl von Hausüberresten freigelegt, die im Gegensatze zu dem runden, aus Schnee erbauten Igloo des Eskimos, viereckige Bauform aufwiesen und als Baumaterial Holz und Walfischknochen erkennen ließen. Dr. Mason ist nun der Ansicht, daß man es in diesem Falle mit Überresten der alten Thule-Kulturperiode zu tun hat. Nach seiner Ansicht sind die einstmals hier ansässig gewesenen Völker Abkommen mongolischer Stämme, welche die Wüsten Sibiriens durchwanderten, um dann ihren Wohnsitz in Alaska zu finden. Das in archäologischer Hinsicht außerordentlich interessante Material wird gegenwärtig von den Gelehrten an der Pennsylvania-Universität sorgfältig geprüft, da man von ihm wichtige Aufschlüsse über die Vorgeschichte Amerikas und die Bevölkerung in prähistorischen Zeiten erwartet.

*

* **Die Schönheitskönigin im Kloster.** Frau Maria Teresa Landa de Vidal, die Schönheitskönigin von Mexiko, ist in Erfüllung eines Gelübdes in ein Kloster eingetreten. Sie hatte gelobt, den Schleier zu nehmen, wenn sie in dem Mordprozeß, in den sie wegen angeblicher Ermordung ihres Gatten verwickelt war, freigesprochen werden sollte. Sie hatte ihren Mann, den General Vidal, niedergeschossen, nachdem sie erfahren hatte, daß er bereits verheiratet war, und daß er sie unter Verschweigung dieser Ehe zur Heirat überredet hatte. Weil dieser Mann ihre einzige Liebe war und sie deshalb keinem anderen mehr angehören wollte, tat sie den freiwilligen Schwur. Das Gericht sprach nach langer Verhandlung die Gattenmörderin frei, die infolgedessen den Schleier nahm. Der Vorfall hatte seinerzeit ungeheures Aufsehen erregt. Die ganze dramatisch bewegte Gerichtsverhandlung, welche zehn Stunden dauerte, wurde Wort für Wort durch den Rundfunk übertragen, zum Entzücken aller romantisch veranlagten Mexikanerinnen.

*

* **Sparsame Hochzeit im Hause des japanischen Ministerpräsidenten.** Der japanische Ministerpräsident, Hamaguchi, ist der Ansicht, daß die Regierung dem ganzen Volke mit gutem Beispiel vorangehen und Beweise der Sparsamkeit geben soll. Also bestimmte der Kabinettschef, daß auch die Hochzeit seines zweiten Sohnes, Iwane, mit der Tochter eines der ersten Würdenträger des Reiches im Zeichen äußerster Sparsamkeit zu stehen habe. Sein Wort wurde auf das Strengste befolgt. Die Hochzeitszeremonie, an der Hunderte von Eingeladenen teilnahmen, kostete einschließlich allen Blumenschmucks im Tempel 25 Dollar. Für die dreihundert Teilnehmer am Festbankett war ein Saal gemietet worden, doch die ganze Bewirtung bestand aus Butterbroten und aus Tee für die Damen und Bier für die Herren. Der sehr angeregte und vergnügte Verlauf dieser Feier bewies, daß man auch standesgemäß Hochzeit feiern kann, ohne sich mit Leckerbissen den Magen zu überladen. Zum Schluß wünschten die Teilnehmer an diesem etwas ungewöhnlichen Mahle dem jungen Ehepaare eine glückliche Hochzeitsreise und fanden es sehr vernünftig, daß der Ministerpräsident dem jungen Paar für diese nur die bescheidene Summe von 125 Dollar gestiftet hatte.

*

* **Schuhe aus Räuberhaut.** Der Fremde, der sich in das Museum der Pazific-Bahn in Omaha im Staate Nebraska verirrt, kann dort ein seltsames Schaustück bewundern — ein Paar Schuhe, die aus menschlicher Haut angefertigt sind. Der Museums-Führer wird ihm dabei eine garantiert echte Wild-West-Geschichte erzählen. Die Geschichte von George Parott, der den Spitznamen „große Nase" führte und als berüchtigter Bandit im ganzen wilden Westen in den siebziger Jahren weit und breit bekannt war. Er stand an der Spitze einer Bande von Raubmördern, die ein Gebiet von mehreren tausend Kilometern unsicher machten. Er überfiel Geldtransporte, setzte Farmen in Brand und wagte sich sogar an Eisenbahnüberfälle. Eines schönen Tages umringte seine ganze Bande eine Eisenbahnstation, um sich eines Postzuges zu bemächtigen. Es entstand ein erbitterter Kampf zwischen dem Personal und den Räubern, wobei das Personal Sieger blieb. Parott mußte die Flucht ergreifen und wurde später erkannt und verhaftet. Damals machte man kurzen Prozeß mit Leuten vom Schlage Parotts. Der Bandit wurde an der nächsten Telegraphenstange aufgehängt. Ein zufällig anwesender Arzt nahm die Totenmaske des Räubers ab, während ein Schuster ein Stück Haut abschnitt, um daraus Schuhe zu machen. Beide grausamen Gegenstände wurden im Museum der Pazific-Bahn aufbewahrt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.